Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

41. Jahrgang.

1908 **Berlin-Bremen, den 20. Mai.** **Nr. 21**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Fromme Freude. Von R. Emde. — Tolstoi und das Kulturproblem. II. Von Lic. Gastrow. — Die Lage auf dem japanischen Missionsfelde. Von E. Schiller, Kyoto. — Sonnenkraft. III. Von Gertrud Faut. — Regierungskunst. Von Saxo. Erwiderung. Von Ed. König. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Fromme Freude.

Froh sein und fromm sein sind keine Gegensätze. Im Gegenteil! Wer überhaupt religiös ist, dem schließt auch die Freude die Quellen religiösen Erlebens auf. Was erlebt er in der Freude? Zunächst eine große innere Befreiung. Was uns drückte, fällt von uns ab, und was unsere Seele schmerzlich fesselte, zerreißt. Aus ängstlichen Sorgen steigen wir empor, wie der Wanderer aus nebligten Gründen zu sonniger Höhe. Wir fühlen wieder, daß unsere Seele Flügel hat und nicht gebannt ist in der Erde Schwere und Dunkel. Daß sie sich emporschwingen kann. Empor! Wohin? Jedenfalls aus allem Kleinen, Engen, Alltäglichen heraus; über uns selbst hinaus und alles Menschliche, Allzumenschliche an uns; — in die Weite, in die Höhe, ins Unendliche. Jede tiefe Freude ist ein Himmelsflug der Seele. Denke nur an Schillers Lied an die Freude, den schönen Götterfunken. Da schließt jede Strophe mit einem starken, frommen Gottbekenntnis.

Für sehr viele sind frohe Stunden allerdings nur unbewußter Himmelsflug. Sie fühlen wohl, *woraus* die Freude sie trägt und hebt: aus dem Dunst und Staub der Alltagsstraße. Aber *wohin* die Freude sie heben und tragen will, das kommt ihnen nicht zum Bewußtsein. Daß sie in frohen Stunden auf himmlischen Höhen stehen, das wissen sie nicht. Daß Gottes Angesicht in frohen Stunden lächelnd über ihnen leuchtet, das wissen sie nicht. Und sie wissen's nicht, weil sie die religiöse Deutung des Lebens verlernt haben.

Nur, wo die Freude ganz persönlich wird, da ist sie auch heute noch für die meisten eine Priesterin, die sie vor Gottes Angesicht stellt. Als du an der Wiege deines ersten Kindes knietest, — als nach vielen angsterfüllten Tagen und Nächten der Arzt über dem Bette eines bedrohten lieben Lebens das „gerettet“ sprach, — als du den totgeglaubten Sohn wieder in die Arme schließen durftest, — als junge Liebe jauchzend der Gegenliebe gewiß wurde, — da hast auch du die Hand deines Gottes segnend auf deinem Haupte gefühlt und hast dich mitten in dem Lichtstrom seiner unendlichen Liebe gewußt. Ja, in der Freude erleben wir Gott als ewige Güte, als segnende Liebe. „Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen.“ Die große Offenbarung des Christentums, daß Gott die Liebe ist, ist aus der Freude geboren. Es wird eine Stunde tiefsten Glückes, lauterster Freude gewesen sein, wie sie nur ein edles, großes Herz erleben kann, — eine solche Stunde wird es gewesen sein, als Jesum zum ersten Male die selige Gewißheit durchzuckte: Gott ist die Liebe; mein Vater im Himmel.

R. Emde.

Tolstoi und das Kulturproblem.

II.

Was sollen wir nun von diesen Idealen Tolstois halten? Sie einfach mit kurzer Handbewegung abtun, als sei es lauter russischer Barbarismus oder kindischer Unverstand und ihnen allen positiven Wert absprechen? Ja, handelte es sich um einen jugendlichen Schwärmer, einen eitlen Schwätzer oder auch um einen rohen Bauern, der von der Kultur redete, wie der Blinde von der Farbe, wir hätten alles Recht dazu. Aber hier steht eine voll ausgereifte, ganze Persönlichkeit, hier steht der Mann, der seine Theorie für seine Person in nüchterne, greifbare Praxis umgesetzt hat, hier steht einer, der selbst alle Höhen und Tiefen der Kultur durchmessen hat. Da hat er doch Anspruch darauf, ernst genommen zu werden! Und kommt seinen Idealen nicht bei allen Unterschieden der Beurteilung und Schätzung der Kultur und ihres Wertes doch ein leises Sehnen in unserer Brust entgegen? Ist nicht in unserer Zeit ein weitgehender Umschlag von der Kulturüberschätzung und naiven Kulturseligkeit in Kulturmüdigkeit, ja oft Kulturüberdruß mit Händen zu greifen? Zeugt nicht die Überfüllung der jährlich sich mehrenden Nervenheilanstalten und Irrenhäuser von einer tatsächlich vorliegenden Kulturüberreizung und Kulturerkrankung? Sind nicht die immer mehr um sich greifenden Bewegungen des Vegetarismus, Antialkoholismus, die wachsende Wertschätzung einer vereinfachten, naturgemäßen Lebensweise, der Naturheilmethode, des Sports ebensoviele Beweise dafür, daß Tolstois Beurteilung der Kulturschäden einen wunden Punkt im Gegenwartsleben trifft und darum sein Ruf zur Rückkehr zu der Natur sein Echo in der Kulturwelt findet? Willig soll zugegeben werden, daß bei Tolstois Stellung auch der russische Hang zur Passivität, auch die slawische Abneigung gegen die Geistesart des Westens mitspricht. Aber es wäre kleinlich und völlig unzulänglich, daraus alles herleiten zu wollen und würde so wenig seiner Größe entsprechen, wie sich aus dieser Negation seine starke Position erklären würde. Gewiß ist auch

ein Einschlag Rousseauscher Ideen unverkennbar, aber Tolstoi ist doch viel zu selbständig, um als Jünger aus dem geistigen Gefolge dieses Naturapostels einregistriert und abgetan zu werden. Gewiß sprechen, namentlich was die große Krisis seines Lebens betrifft, auch Schopenhauersche Ideen mit. Aber wie weit entfernt er sich doch wieder von diesem Apostel des Pessimismus durch seinen gesunden, starken Optimismus! Wir müssen tiefer graben, wir müssen ihn durchaus als selbständige, eigenartige Persönlichkeit ins Auge fassen, um ihn recht zu beurteilen. Worin aber besteht diese seine Selbständigkeit und Eigenart? Wodurch erhebt er sich über slawische Passivität und Rousseausche Naturseligkeit, über Schopenhauersche Welt- und Lebensverneinung? Worin liegt bei aller Sonderlichkeit und schroffen, irreführenden Einseitigkeit der positive Wert seiner Botschaft an die Menschheit?

Tolstois Persönlichkeit hat unleugbar etwas P r o p h e t i s c h e s an sich. Sie wurzelt tief und fest in der Religion. Seine Weltverbesserungsideen sind kein ausgeklügeltes Programm, sondern sie beruhen auf G l a u b e n. Auf kindlich-einfältigem und darin gerade so starkem und herzerquickendem Glauben. Darum ist alles für ihn so einfach, so selbstverständlich. Darum sieht er gar keine Schwierigkeiten oder läßt sie wenigstens nicht gelten. Gott will es. Durch Christum hat er's geboten. Die Menschen haben daran gedeutelt, es gedreht und gewendet nach ihrem verkehrten Sinne und damit alles verdorben, schon von Paulus an. Jene 5 Gebote Christi sind das ganze Christentum. Nehmen wir das alles nur buchstäblich, wörtlich, setzen wir es ohne Abstrich und Klausel in Tat um, dann wird sich alles von selbst machen, dann ist das Reich Gottes da. Das ist nicht Sozialismus, das ist nicht Naturenthusiasmus, das ist Religion, religiöser Glaube, noch dazu in christlichem, wenn auch nichts weniger als kirchentümlichem Gewande. Und dieser Glaube lehnt die Kultur ab, kennt keinen ärgeren Feind als sie. Und damit meint er Christi Sinn zu treffen. Religion, christliche Religion, so wie er sie versteht, und Kultur schließen sich nach Tolstoi gegenseitig aus.

Wie haben wir uns dazu zu stellen? Ist das wirklich Christi Sinn, dann wehe uns. Dann können wir Kulturmenschen unseres Lebens und seiner reichsten diesseitigen Güter nicht mehr froh sein! Und hüten wir uns vor allzu schnellen, schwächlichen Kompromissen. Die lassen's uns auf die Dauer doch nicht wohl sein. Suchen wir die Frage bis auf den Grund durchzudenken, um uns klar zu werden. Es ist wahr, Christus hat auf die Kultur keine Rücksicht genommen. Sie war für ihn nicht da. Er lebte ganz und ausschließlich in der Welt der Ewigkeit. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Damit steckt er den Menschen ihr religiöses Ziel. Und als sittliches Ziel kennt er kein anderes, als ein Leben in Reinheit und Liebe. Wie die Menschen nun diese Forderungen durchführen, darüber gibt er keine Vorschriften. Er ist Prophet. Kein Reformator, kein Sozialreformer. Er berührt die Frage der Kultur nicht. Aber er verneint sie auch nicht. Er stellt Ideale auf. Aber er gibt keine Normen und Satzungen für die Gestaltung und Entwickelung des äußeren Lebens. Das verkennt Tolstoi. Er wird ein Opfer seines ungeschichtlichen Sinnes. So, wie er es tut, als Normen des äußeren Lebens, hat man schon öfter die Worte Christi aufgefaßt. Gleich in der Jugendzeit des Christentums die judenchristliche Sekte der Ebioniten, im Mittelalter Franz von Assisi. Das gab dann immer kräftige Impulse. Aber sie verliefen im Sande. Das Leben geht seinen Gang nach den Gesetzen der Entwickelung. Es läßt sich nicht Stillstand gebieten, viel weniger zurückschrauben. Hier rächt sich Tolstois einseitig ablehnende Haltung gegenüber dem Apostel Paulus. Gewiß hat dieser manches fremde Moment in die Religion Jesu aufgenommen. Man erkennt das heute klarer denn je und trägt dem Rechnung. Aber er hat auch das Christentum aus der Enge des jüdischen Sektentums befreit und hat es mit den geistigen Kräften seiner Kulturwelt in Beziehung gesetzt. Wie, das kann hier nicht näher ausgeführt werden. Gewiß, die großen, herben Ideale Jesu bleiben bestehen und sollen bestehen bleiben auch in der Kulturwelt. Gewiß, es ist schwerer, sie im Kampf und Lärm und Staub des Kulturlebens hochzuhalten, als im stillen Winkel. Aber unmöglich ist es nicht. Und weil es schwerer ist, ist es schließlich auch wichtiger, wertvoller, fast möchte ich sagen verdienstlicher. Da wir die Kultur nicht einhalten noch zurückschrauben können, da wir es auch nicht sollen, weil es a u c h ein göttlicher Befehl ist: machet euch die Erde untertan, — so kommen wir mit einer Religion der Bauern und Tagelöhner so wenig aus, wie wir mit einer Religion der Mönche und Einsiedler ausgekommen sind. Die christliche Religion schließt die Kultur nicht aus, sie ist stark genug, mit ihr fertig zu werden, ja sie hat die Kultur nötig als Feld ihrer Betätigung. Mit gutem christlichen Gewissen können wir an der Arbeit sowohl wie an den Segnungen der Kultur teilnehmen, wenn — ja freilich nur, wenn wir darüber der Religion ihr Recht nicht verkürzen! Die Kultur verlangt auch die Religion, wenn sie nicht ausarten soll in Kulturseligkeit, wenn sie nicht umschlagen soll in Kulturüberdruß, wenn sie nicht aus einem Segen ein Fluch werden soll durch ihre stets drohende Nebenwirkung der Verrohung des Gemüts und der Vergewaltigung der Schwachen durch die Starken! Da fühlen wir, daß Tolstois Wort die Stimme eines Predigers in der Wüste ist und wollen es als solche respektieren. Jeder Mensch hat es nötig, daß ihm einmal ab und an derb die Wahrheit gesagt wird. Tolstoi ist der Mann danach, uns Kulturmenschen die Wahrheit zu sagen, harte, aber heilsame, notwendige Wahrheit. Wir wollen uns von ihm aufrütteln lassen in unserem Gewissen, daß wir nicht im Diesseitigkeitsleben versinken, sondern unsere Anker in die Ewigkeit auswerfen, daß wir nicht an den s a c h l i c h e n Segnungen der Kultur uns genügen lassen, sondern sie mit allen ihren Gaben und Aufgaben als Mittel gebrauchen, unsere P e r s ö n l i c h k e i t zu bilden, daß wir unsere Pflichten gegen die schwächeren und weniger bevorzugten Schichten der Gesellschaft nicht versäumen, sondern danach streben und auch Opfer dafür bringen, sie so zu stellen, daß jeder auch in bescheidenerem Lebenskreise Kraft, Zeit und Trieb behalte, sich zu entfalten und auszuleben zu einer eigenständigen Persönlichkeit. Das ist's ja auch, was Tolstoi will. Darin wissen wir uns mit ihm eins. Weil aber die Erfahrung doch wohl lehrt, daß zur Entfaltung der Persönlichkeit eine Spannung, ein Streben gehört, halten wir es bei aller Anerkennung seines Idealismus für irrig, wenn er meint, daß eine allgemeine Verbauerung der Weg zu diesem Ziele sei und stellen dem die Losung gegenüber: Religion u n d Kultur in gegenseitiger Befruchtung und Durchdringung! Lic. G a s t r o w.

Die Lage auf dem japanischen Missionsfelde.

Von Superintendent E. Schiller, Kyoto.

In seiner Schrift „Bushido, die Seele Japans" (Verlag Shokwabe, Tokyo, 1901) schrieb Nitobe einmal in dem Abschnitt über die Erziehung eines Samurai (S. 69 ff.): „Er verachtet das Geld, die Kunst es zu erwerben und zu sammeln. Für ihn war es wirklich schmutziger Gewinn. Eine Vorschrift sagt: Am wenigsten sollten die Menschen nach Geld streben; durch Reichtum wird die Weisheit gehindert. Darum wurden die Kinder in einer vollständigen Geringschätzung der wirtschaftlichen Verhältnisse erzogen. Es galt für schlecht erzogen, davon zu sprechen, und Unkenntnis der verschiedenen Münzen war ein Zeichen guter Erziehung. . . ." Angenommen, daß dies wirklich einmal

„die Seele Japans“ war, woran man nicht zu zweifeln braucht, wie gründlich ist das doch anders geworden! Heute kann man auch von Japan sagen: „Nach Gelde drängt, am Gelde hängt doch alles!“ Gerade dem in Japan lebenden Europäer muß es mit Erstaunen auffallen, wie wenig Dienste und Hilfeleistungen hier gratis getan werden, wie auch bei kleinen Gefälligkeiten stets eine Belohnung als selbstverständlich erwartet wird, wie im privaten wie öffentlichen Leben sich jetzt alles um die Frage der Geldbeschaffung dreht. Auch Nitobe hat das kommen sehen. Denn er schreibt (Seite 70 ff.): „Da Bushido Geld und die Liebe zu demselben mit Fleiß nicht kennen wollte, war es möglich, daß er sich so lange von den tausend und einem Übel frei halten konnte, von welchen das Geld die Wurzel ist. Das ist ein genügender Grund für die Tatsache, daß unsere Männer im öffentlichen Leben so lange frei von Bestechung geblieben sind; aber ach, wie schnell bahnt sich die Geldherrschaft in unserer Zeit und unserer Generation ihren Weg!“

So wäre denn auch in diesem Stücke Japan in den Strudel der Weltströmungen hineingezogen. Die, denen der Staatshaushalt anvertraut ist, wie auch die Glieder so vieler Privathaushalte schauen sorgenvoll in die Zukunft. Für Private sind die fortwährenden Preissteigerungen, die schon seit mehr als einem Jahrzehnte vor sich gehen, zu einer wahren Kalamität geworden; denn es ist doch wohl nicht leicht zu nehmen, wenn in einem Jahrzehnte die Marktpreise auf das Doppelte gestiegen sind und Neigung zu weiterem Steigen bekunden. Dazu kommt, daß das japanische Volk, das früher einer so erstaunlichen Bedürfnislosigkeit huldigte, sich inzwischen Bedürfnisse angewöhnt hat, an deren Befriedigung früher niemand dachte, die aber heute als selbstverständlich gelten. So werden harte Zeiten kommen, Lohnkonflikte zwischen Arbeitnehmern und -gebern, und die erhöhten Produktionskosten werden die Konkurrenzfähigkeit der japanischen Industrie auf dem Weltmarkte stark beeinträchtigen. Ebenso harte Zeiten sind für die Staatsfinanzen gekommen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kriegführung finanziell über Japans Kraft ging. Japan hat sich eine hohe Schuldenlast aufgebürdet, die seine wirtschaftlich schwachen Schultern nicht zu tragen vermögen. So müssen denn nicht nur die schweren Kriegssteuern, direkte und indirekte (Monopole, Konsumsteuern und Zölle) unvermindert beibehalten werden, sondern man hat gerade noch neue Auflagen beschließen müssen. Die Regierung hat bisher ihre Steuerpläne im Parlamente durchgesetzt. Aber das hindert nicht, daß im Volke, welches während des Krieges willig die vermehrte Bürde trug, sich allmählich eine starke Mißstimmung geltend macht. So stehen für Japan, Regierung und Volk, harte Zeiten bevor.

Hinzu kommt nun noch, daß Japans Stellung in den Augen der Welt sich in den letzten Jahren beständig verschlechtert hat. Dies soll sich nicht auf die Stellung Japans als Großmacht beziehen; denn diese bleibt unangefochten. Aber das Gesamturteil der Welt über Japan hat sich beträchtlich verschoben, und man empfindet es in Japan sehr schmerzlich, daß die großen Sympathien, mit denen die Welt die japanische Kriegführung gegen Rußland begleitete, welche vor allem durch die Bewunderung des japanischen Patriotismus und der japanischen Tapferkeit ausgelöst waren, sich inzwischen überlebt haben. Die anfängliche Begeisterung der Welt, die in übertriebenen Lobsprüchen sich äußerte und alles Japanische durch die Brille der Bewunderung betrachtete, hat sich nicht nur beträchtlich abgekühlt, sondern ist vielerorts in das gerade Gegenteil umgeschlagen. Japan muß jetzt eine Periode durchmachen, wo in der Welt eine Reaktion gegen die Bewunderungs- und Sympathiegefühle für dieses Land eingetreten ist. Selbst in Amerika, auf dessen dauernde Freundschaft Japan so stark baute, selbst im englischen Kanada ist eine starke japanfeindliche Bewegung in Aktion getreten. Und vom Nachbarlande China wird Japan beständig beargwöhnt, so sehr, daß selbst die in Japan studierenden Chinesen nach ihrer Heimkehr bemißtraut werden, und die zur buddhistischen Propaganda nach Südchina gesandten japanischen Buddhistenpriester dort bei Behörden und Volk auf so starken Widerstand stoßen, daß die japanische Regierung sich genötigt sah, die weitere Aussendung solcher Priester zu verhindern. Freilich schrieben japanische Zeitungen selber, daß diese Priester unehrenhafte Handlungen (dishonest practices) sich haben zuschulden kommen lassen, weil sie zu gering besoldet gewesen seien (als ob die sittliche Qualität der religiösen Propagandisten von der Höhe ihrer Besoldung abhinge!).

Auf jeden Fall stehen Japan eine Reihe von ernsten und schweren Jahren bevor, in denen es der Weisheit der Regierung und der Besonnenheit und Selbstbeherrschung des Volkes in hohem Grade bedarf, um über innere und äußere Schwierigkeiten hinwegzukommen. Daß auch die Missionen durch die teuren Zeiten mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, insofern alle Missionsausgaben durch die anhaltende Preissteigerung beträchtlich gestiegen sind, ist selbstverständlich. Auch die nüchtern kritische Haltung, welche die Welt jetzt Japan gegenüber einnimmt, das an Bewunderung von seiten der Welt sich gewöhnt hatte und durch seine großen Waffenerfolge eine beträchtliche Steigerung seines Selbstbewußtseins erfahren hat, erleichtert die Lage der Missionen keineswegs, zumal auch die Selbständigkeitsbewegung der japanischen Christen in den letzten Jahren eine Reihe von großen Erfolgen errungen hat. Doch ist die Friedensarbeit des Christentums, sowohl die von den Missionen geleistete als auch die der selbständigen Kirchenkörper — die doch fast alle der Mithilfe der Missionen keineswegs entbehren —, auch weiterhin von schönen Erfolgen gekrönt gewesen; die Zahl der Christen hat sich weiter vermehrt, ihr Einfluß im öffentlichen Leben hat zugenommen, das Christentum selber ist in Japan populärer geworden, die alten Vorurteile gegen dasselbe sind teilweise wenigstens zu Boden gesunken.

Die letzte von den Missionen veröffentlichte Statistik gibt den zahlenmäßigen Bestand des protestantischen Missionswerkes für Ende 1906 in folgender Weise an, wobei Zuwachs oder Abnahme gegen das Vorjahr in Klammern beigefügt werden mag: Protestantische männliche Missionare 318 (+ 3), unverheiratete weibliche 289 (— 8), in Summa samt Gattinnen 886 (— 3) Missionare; ordinierte japanische Geistliche 404 (— 59 ?); nicht ordinierte Prediger und männliche Gehilfen 689 (+ 136), Bibelfrauen 395 (+ 41), in Summa, die Missionarsfrauen nicht mit eingerechnet, 2095 auswärtige und japanische Arbeiter; Erwachsenentaufen im Jahre 1906 im ganzen 6465 (+ 1054), Kindertaufen, auf welche im japanischen Christentum wenig Wert gelegt wird, 807 (— 622 !), Zahl der protestantischen Christen 64.621 (+ 3159); finanziell selbständige Gemeinden 115 (+ 13), organisierte Gemeinden überhaupt 453 (+ 76), sonstige Predigtstätten 751 (+ 153); theologische Studenten 292 (+ 10), Besucher der Sonntagsschulen, Lehrer und Schüler zusammen, 74.201 (+ 9291); Beiträge der japanischen Christen zu kirchlichen Zwecken 228.944 Yen (+ 46.948 ?).

Bedenklich dabei ist der geringe Zuwachs an Theologie-Studierenden, um so mehr, als viele der Pastoren später in andere Berufe übergehen und von den vorhandenen Pastoren bei weitem nicht alle eine theologische Schule besucht oder doch graduiert haben, ganz abgesehen von der geringen theologischen Bildung, die manche der theologischen Schulen ihren Schülern mitgeben. Gering mag auch der Zuwachs in der Christenzahl erscheinen, nur 3159 bei im ganzen 7272 Taufen, ein Zuwachs, der nur etwa 5 Proz. der Seelenzahl ausmacht. Aber die obigen Zahlen erhalten

ihre rechte Beleuchtung erst, wenn wir sie mit der Statistik vor 1 Jahrzehnt vergleichen. Damals gab es nur 38.361 Protestanten — also bis heute Zuwachs von 26.260 Seelen oder von ca. 70 Prozent. Damals gab es nur 378 organisierte Gemeinden, jetzt 453 (+ 75 oder + 20 Prozent); davon waren damals nur 67 finanziell selbständig, jetzt 115 (+ 48 oder + 70 Prozent); damals gab es in dem Jahre 1896 nur 2513 Erwachsenentaufen, jetzt aber 6465 (+ 3952 oder + 150 Prozent); damals gab es ferner mit den römischen und griechischen Christen zusammen 113.691 Christen, jetzt aber deren 153.631 (+ 39.940 oder + 35 Prozent); damals standen den 52.177 Römisch-Katholischen nur 38.361 Protestanten gegenüber, heute aber den ca. 60.000 römischen Christen 64.621 Protestanten, so daß das siegreiche Vordringen gerade des protestantischen Gedankens in Japan klar zum Ausdruck kommt.

Auch noch eine andere Statistik liegt vor, aufgenommen vom Ministerium des Innern. Danach gibt es in Japan allerdings nur 131.614 Christen. Es mag sein, daß manche Christen in zwei Gemeinden gezählt worden sind und andere bei der amtlichen Statistik ihren Christenstand nicht angegeben haben. Nach dieser amtlichen Statistik käme auf 400 Seelen der Bevölkerung ein Christ; aber freilich, dieses Verhältnis ist sehr verschieden in den einzelnen Landesteilen. Selbstverständlich wohnen die meisten Christen in den großen Städten, wo am frühesten mit der Missionsarbeit begonnen wurde, wo auch die Bevölkerung am fortschrittlichsten gesinnt ist. Die Regierungsstatistik gibt nur das Verhältnis nach Regierungsbezirken an. Danach wohnen in dem Regierungsbezirk Tokyo, der die Reichshauptstadt mit ihren zwei Millionen Einwohnern enthält, allein 20.089 Christen, oder 12 auf das Tausend der Bevölkerung, während das Verhältnis für das ganze Land 2,5 pro 1000 ist. Blicken wir auch auf die anderen Bezirke, in welchen die deutsche Mission arbeitet. Der Osaka-Bezirk — die Stadt Osaka hat allein eine Million Einwohner — enthält 6781 Christen oder 4 auf 1000, der Kyotobezirk — die Stadt Kyoto allein zählt etwa 350.000 Einwohner — hat 2857 Christen oder 3 auf 1000, so daß diese Bezirke über dem Durchschnitt stehen. Anders liegt die Sache im Chibabezirk, wo nur 2690 Christen wohnen oder 2 auf das Tausend der Bevölkerung, und im Otsubezirk ist das Verhältnis noch geringer. Daraus folgt, daß für die Missionsarbeit noch Raum genug ist, aber weniger in den Städten als auf dem Lande, zunächst vor allem in den Mittel- und Kleinstädten. In den größeren Städten gibt es schon überall finanziell selbständige Gemeinden, die den Selbständigkeitsdrang der japanischen Christen besser befriedigen. Aber diese Gemeinden sind noch nicht imstande, selber auf dem Lande missionierend zu wirken, so daß diese Arbeit wenigstens noch in der Hauptsache den Missionen überlassen bleibt.

Ein großer Teil der Arbeit der Missionen geschah bisher unter der studierenden Jugend in den größeren Städten. Man kann sagen, daß gerade dieser Arbeit reiche Erfolge beschieden waren, und daß auf diese Weise das Christentum in Japan einen verhältnismäßig großen Einfluß gerade auf die gebildeten Volkskreise gewonnen hat. Doch haften auch manche Mängel dieser Arbeit an. Die Jugend ist in ihren Entschlüssen recht veränderlich, und es kommt darum gar nicht selten vor, daß junge Leute regelmäßig die Kirche besuchen bis zur Taufe und dann nicht mehr gesehen werden, ganz zu schweigen davon, daß so viele dem Christentum wieder verloren gehen. Für die Arbeit unter der Jugend bilden sich aber immer mehr besondere Organe neben den Missionen, vor allem die von Amerika aus organisierten und unterstützten Jünglingsvereine (Young Men's and Young Women's Christian Associations), die allmählich zu einer großen Organisation angewachsen sind, welche vor allem an den höheren und mittleren Schulen Zweigvereine hat, von den Schulbehörden gern gesehen wird, bei der Regierung und dem Volke sehr populär geworden ist, den jungen Leuten neben den religiösen und moralischen Anregungen auch intellektuelle Fortbildung gewährt, und vor allen Dingen durch die Gründung von Studenten-Pensionen einen großen Einfluß ausübt. Auch der in Tokyo studierenden Chinesen hat man sich energisch angenommen. Gewaltige Geldsummen fließen alljährlich für diesen Zweck von Amerika nach Japan, neben denen die japanischen Beiträge sich noch recht bescheiden ausnehmen. Die Gefahr für das Missionswerk ist dabei nur, daß die jungen Leute sich an den Bibelstunden und Andachten in ihren Vereinen genügen lassen, so daß die Jünglingsvereine wieder selbst eine Art Sekte werden. Auf jeden Fall aber werden weite Kreise unter der Jugend, besonders unter den Studierenden, auf diese Weise christlich beeinflußt. Es trifft sich mit dieser Bewegung, daß gerade in den letzten Jahren an den beiden Reichsuniversitäten in Tokyo und in Kyoto, wie auch an der privaten Waseda-Universität in Tokyo Vorlesungen über das Christentum eröffnet worden sind, die ja allerdings einen mehr wissenschaftlichen Charakter tragen, aber doch immerhin zeigen, daß man auch in der wissenschaftlichen Welt Japans die Bedeutung des Christentums zu verstehen anfängt.

Es ist immer lehrreich, den Blick auf die japanische Kumiai-Kirche zu richten, welche als erste der drei selbständigen Kirchenkörper Japans sich von den Missionen unabhängig gemacht hatte, wenn sie auch tatsächlich noch heute eine reichliche Unterstützung von seiten der Kongregationalisten-Mission erfährt, die, ihrem Prinzip getreu, von vornherein die Pflicht, sich selbständig zu machen, ihren japanischen Christen eingeschärft hatte. Die Kumiai-Kirche zählte Ende 1906 im ganzen 13.530 Christen gegen 14.389 am vorhergegangenen Jahresschluß, und 9863 vor einem Jahrzehnt, so daß also ihr Wachstum im letzten Jahrzehnt, das etwa 38 Prozent beträgt, weit hinter dem Gesamtwachstum der japanischen Christenzahl, um zirka 70 Prozent, zurücksteht. Forscht man nach dem Grunde, so liegt er keineswegs in mangelndem Eifer der Arbeiter, denn es wurde, um die volle, auch finanzielle Selbständigkeit zu erreichen, in dieser Kirche fieberhaft gearbeitet. Aber das hatte zur Folge, daß man die Tore allzu weit öffnete und allzu schnelle Aufnahme ins Christentum gewährte, was dann größere nachträgliche Verluste nach sich zog. Wenn man daran denkt, wie in der Heimat ein Christ, ehe er die kirchliche Mündigkeit erreicht, erst durch lange Jahre der religiösen Unterweisung hindurch muß, so muß man erstaunen, wie wenig Vorbereitung auf die Taufe eigentlich in Japan als nötig angesehen wird, wo man sich vielfach daran genügen läßt, daß die Katechumenen sich an den gottesdienstlichen Versammlungen beteiligen. Gewiß ist der persönliche Glaubensentschluß als Vorbedingung zur Taufe die Hauptsache; aber wo er nicht auf dem Fundamente einer soliden religiösen Erkenntnis ruht, ist er gar oft nur eine temporäre Gefühlsanwandlung, die auf die Dauer nicht standhält. Daher das schnelle Auf- und Abschnellen der Mitgliederzahlen in so vielen Gemeinden, die lediglich Personalgemeinden sind, in denen von der Art des Pastors ihr ganzer Bestand abhängt. Es bedarf wahrlich noch einer langen Periode des Ausreifens, ehe die äußerlich selbständigen japanischen Kirchenkörper auch wirklich die innerliche Stärke zur Unabhängigkeit besitzen. Die Arbeit der Missionen neben und mit ihnen wird noch auf lange Jahrzehnte hinaus wünschenswert sein, wenn auch die japanischen Christen dies nicht immer einsehen wollen. Denkt man sich alle ausländischen Missionen aus Japan entfernt, so würde das unter den heutigen Verhältnissen noch einen schweren Schlag für das japanische Christentum bedeuten, der dasselbe an den Rand seiner Existenz führen würde.

Sonnenkraft.

Skizze von Gertrud Faut.

III.

Am nächsten Abend saß Elisabeth wieder neben der Mutter, und machte sich trotz aller Einreden wieder ans Helfen. Die andern waren zum Konzert des Konservatoriums gegangen, zu dem Lotte mehrere Freibilletts bekam. Die große Standuhr tickte laut und froh durch die gemütliche Stille.

Wie klar doch jetzt alles war! — ausgelöscht die Zweifel von gestern und der Weg so deutlich gezeichnet. Freilich, — wachsen wollte sie und sich entfalten, aber war das denn nur im künstlerischen Schaffen möglich, in dem sie über andere näherliegende Pflichten wegschreiten würde? Die Großen ja, die konnten das — aber die ersetzten's dann tausendfach — zu ihnen würde sie doch nie gehören. — In treuer Arbeit eine Lücke ausfüllen — sei sie auch klein und bescheiden, dazu brauchte man auch seine Kräfte und konnte sie üben und stählen. Ob's nicht ein Größeres war, wenn's einem da gelang, wo man Opfer brachte? . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nein, so etwas! Anne stand in ziemlich verdächtiger Stellung an der Tür zu Vaters Zimmer. Drin stand Elisabeth an der Seite seines Schreibtisches, — Vater saß in dem breiten Lutherstuhl, den er etwas zurückgeschoben hatte. Seine Hände spielten nervös mit dem silbernen Federmesser, und sein Gesicht war auffallend rot.

Anne zog vor, den Fall einstweilen mit den Geschwistern zu besprechen, die in Lottes Zimmer saßen.

„Aber das ist doch nicht möglich," sagte Lotte und spielte mit den Ringen ihrer weißen, gepflegten Hände. — „Wenn ich's aber mit eigenen Ohren gehört habe." — Freilich, man mußte Anne ja glauben.

„Was will sie aber sonst unternehmen," sagte Otto, der jüngste Student, unwirsch. — „Sogenannte Stütze werden am Ende — das wäre was für diese Ästhetin . . ."

„Na, auf einen Mann warten will sie auch nicht," meinte der Leutnant, — „sie hat doch ein verteufelt hochmütiges Wesen gegen ihre Verehrer —"

In diesem Augenblick trat Elisabeth ins Zimmer. So neugierig die anderen waren, es hielt sie etwas davon ab, ihr direkt mit Fragen zu kommen. Nun, man würde ja sehen!

Elisabeth trat zur Verwunderung ihrer Kollegen und zum Ärger ihres Lehrers aus der Kunstschule aus.

Es war anfangs eine recht ungemütliche Zeit zu Hause. Der Vater grollte, und die Mutter schickte ihr wehmütig fragende Blicke nach.

Aber allmählich wurde es anders.

Man empfand es eigentlich doch sehr angenehm, immer jemand zu den kleinen persönlichen Diensten um sich zu haben, die man nicht gerne Fremde tun läßt. Jemand, der unaufgefordert die Chaiselonguedecke über einen breitete, den Aschenbecher bereit stellte und anfing, die Tageszeitung vorzulesen, — überhaupt jemand, der einem nach Möglichkeit die vielerlei Lappalien vom Hals hielt, die einem die Stimmung verdarben.

Die Geschwister zumal, die söhnten sich noch früher mit Elisabeths Entschluß aus, und fanden es recht zweckmäßig, sich jetzt mit ihren Anliegen an eine Mittelsperson wenden zu können, — denn der Mutter mit allem zu kommen, dazu waren sie doch zu zartfühlig. Fein, daß die Schwester immer Zeit für sie hatte!

„Elisabeth, gelt, ich darf mit dir katechisieren?" fragte Anne allwöchentlich in zuversichtlichem Ton, — und sie saßen eine Stunde im Wohnzimmer, und Elisabeth wurde z. B. über die Saugnäpfe der Ringelwürmer belehrt und gab auf die gestellten Fragen intelligente Antworten. Und Gertrud kam, die noch nicht in diesem vorgerückten Stadium der Seminarlaufbahn war und wollte ihre Geschichtstabellen abgehört haben. Oder Lotte bat dringend um Rat wegen einer neuen Chiffongarnitur — nächstens sollte das Künstlerkonzert sein und sie konnte ihr Gesellschaftskleid nicht noch einmal unverändert tragen.

Der Brüder Anliegen bewegten sich auch mehr auf dem Gebiet stilvoller Krawatten und waschbedürftiger weißer Handschuhe — aber ab und zu kam doch auch einer in wichtigeren Angelegenheiten, denn Elisabeths Urteil war ihnen allen wertvoll.

Und Elisabeth betätigte sich auf allen diesen Gebieten gleich unverdrossen, ja, es war fast, als gewänne ihr Wesen an heiterer Frische.

Sie war jeden Morgen die erste auf den Füßen und richtete mit Sorgfalt den langen Kaffeetisch, während Lene den Boden bürstete. Wenn die Mutter kam, stand die dampfende Kaffeekanne unter der seidenen Kappe — Vaters Toast lag braun und knusprig auf seinem Teller, und Elisabeth in ihrer kleidsamen Hausbluse stand oben und begann an Mutters Statt mit dem Einschenken.

Nachher ging eins nach dem andern davon — auf der Treppe hörte man noch ein paar muntere Töne — gesungen oder gepfiffen — und dann lag die Wohnung einen Vormittag lang in unbewohnter Ruhe.

Für Elisabeth begann dann das Ordnen der Zimmer. Namentlich in Vaters Zimmer gab's eine Menge Staub zu wischen, was nicht eben ihre Liebhaberei war. Aber sie tat's doch mit peinlicher Sorgfalt und freute sich, wenn nachher die Sonne auf den blanken Geräten des Schreibtisches spielte. Das Zimmer lag nach vorn, und durch die offenen Fenster tönte alltäglich zur gleichen Stunde der feste Schritt herauf, dessen Klang sie sonst auf ihrem Schulweg begleitet hatte. Dann ging's allemal wie ein frischer, spornender Hauch durch ihr Wesen, und sie machte sich fröhlich an die weiteren Aufgaben des Tages. Die waren mannigfaltig, wie's das Vielerlei eines großen Haushalts mit sich bringt. Augenblicksarbeiten, bald in der Küche, bald im Zimmer, Besorgungen, Korrespondenzen — unscheinbar, langweilig oft, aber dem Ganzen unentbehrlich.

Ab und zu kam ein Stillstand in dem Getriebe — ein paar schöne Nachmittagsstunden, ein stiller Abend. Dann holte sie ihre Bücher oder versuchte ihre Kunst in zierlichen Federzeichnungen, die sie vielleicht gelegentlich als Buchschmuck verwerten konnte.

Und die Zeit ging dahin, — mit Herbststürmen und Winterschnee und neuem Erwachen des Frühlings. Und am Himmel stand die Sonne.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Einer der ersten Märztage zog herauf — kalt noch und rauh, aber mit durchsichtig klarer Luft und hellem Sonnengefunkel.

Ausnahmsweise waren sie auch zum Nachmittagskaffee alle beieinander. Mutters Geburtstag wurde gefeiert, und in den Zimmern duftete es von Frühlingsblumen.

Man saß und stand im Wohnzimmer verteilt und bewunderte die geschmackvoll aufgebauten Geburtstagsgeschenke.

Nebenan deckte Elisabeth mit Gertrud den Kaffeetisch.

Hell glänzte die damastene Decke — eine Kristallvase mit blauen Hyazinthen stand in der Mitte, und an jeden Platz kam eine von Mutters kostbaren Empiretassen.

Lotte saß am Klavier und spielte irgend ein zierliches Scherzo. Das klang wie der Ausdruck der festlich heiteren Stimmung, in der sie alle waren.

Aufgeräumt, wie lange nicht, unterhielt sich der Vater mit seinem ältesten Sohn, dem Leutnant. Mit glücklichem Gesicht saß die Mutter dabei.

„Du, Gertrud," sagte Anne, die am Geburtstagstisch saß und die Postsachen durchsah, „sieh' mal, — sogar eine Verlobungskarte ist unter Mutters Briefen." Gertrud stellte den Teller mit Waffeln, den sie eben vorübertrug,

auf den Tisch und kam zu Annes Sessel. Die schwenkte lustig den fransigen Bogen.

„Nun rate mal, — jemand, dem wir morgens auf unserem Schulweg begegnen!“ — Aber Gertrud fiel nur ein unwahrscheinlicher Gymnasiast ein. „Nein, weißt du, der lange Doktor, der mit dem gesenkten Kopf —“ Lotte hörte eben auf zu spielen und drehte sich mit ihrem runden Stuhl zu ihnen herum. „So, wen hat denn der sich erobert? Mein Geschmack wär’ er nicht.“ „Elisabeth,“ rief Anne, denn diese erschien eben unter der offenen Tür. „Gelt, er war doch mal dein Brautführer?“ „Wer?“ fragte Elisabeth und fühlte ihr Herz klopfen. — Da sah sie die lachende Gruppe, in der ein breiter, offener Bogen von Hand zu Hand ging — hörte, wie ein fremder Mädchenname ausgesprochen wurde und witzige Bemerkungen der Schwestern. Die Brüder gesellten sich dazu und Otto sagte, das Mädchen könne sich gratulieren. Der Leutnant sagte, das könne man eher vom Bräutigam sagen, denn er habe sie einmal kennen gelernt — die sei was richtig Vornehmes. Und jedes sagte etwas.

Lenes breites Gesicht kam dann zum Vorschein und die große geblümte Kaffeekanne, die nur an Festtagen benützt wurde.

Man setzte sich, und es ging sehr lustig zu. Die Empiretassen wanderten zu Elisabeths Platz herauf, eine nach der anderen — sie pflegte ja einzuschenken, natürlich. Otto erzählte einen Studentenstreich, etwas von Schutzleuten und einem Pudel. Mutter bot die Schale mit der Schlagsahne herum. Die Waffelteller leerten sich. Nachher drehte der Leutnant Zigaretten. Lotte nahm ihm eine weg. Sie hielt sie an den Mund und wollte sie angezündet haben. Zündhölzer fehlten.

Mechanisch stand Elisabeth auf, welche zu holen. Sie ging durchs Wohnzimmer hindurch — die Sessel standen unordentlich herum, das Klavier war geöffnet, und die Notenhefte durcheinander geworfen. Der gelbweiße Bogen von vorhin lag auf dem Teppich. Sie bückte sich, ihn aufzuheben. Was für fein lithographierte Buchstaben er hatte! —

In diesem Augenblick tönten hallende Schritte von der Straße herauf. Sie ging ans Fenster und schaute hinunter, — langsam, — traumbefangen. Irgend ein fremder Mensch ging da unten vorbei mit gewichtigem Schritt. Irgend ein fremder Mensch.... Da auf einmal erlosch der Glanz des Tages, — graue Öde kam herbeigeschlichen und legte sich lähmend auf ihr Herz.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Monat verging und noch einer. Frühlingsluft kam durch das geöffnete Fenster ins Zimmer und der halbverwehte Klang der Abendglocke vom Turm....

In ein Krankenzimmer. Die Mutter lag in den weißen, frisch aufgeschüttelten Kissen der breiten Bettstelle — Maiblumen standen auf dem Tischchen daneben. Mit stillen Augen sah sie nach dem Fenster hin, wo der weiße Mullvorhang im leichten Wehen des Windes sich bauschte. Kein Angstgespenst umschlich mehr ihr Lager, von ihr selber unbemerkt, aber den Ihrigen unheimlich fühlbar. — Nun war’s wie ein Ausruhen vom Alltag mit ruhigem, hoffnungsvollem Blick in die Zukunft.

Aber schrecklich waren diese Wochen gewesen, wo alles, was an verborgenem Gram und heimlichem Leiden seit Jahren in ihr gelegen, nun doch noch ausgebrochen war in wildem Krankheitssturm. Sie fühlte in tiefem Mitleid die Sorge ihrer Kinder und die Hilflosigkeit ihres Mannes nach. Und diese Mühe, die sie mit ihr gehabt hatten! Da war nicht der leiseste Wunsch, der ihr nicht ganz ohne Bitte, wie aus tiefstem Verstehen heraus, erfüllt worden wäre.

Sie dachte an lange, in halbbewußtem Zustande durchlebte Nächte; — sorgsam gedämpftes Licht kam von der kleinen Lampe — ab und zu strich eine kühle Hand über ihre Stirn — ein Glas eisgekühltes Wasser wurde an ihre Lippen gehalten, und wie aus weiter Ferne kam der Klang einer weichen, beruhigenden Stimme....

Zuweilen in ihren Fieberträumen hatte sie ein Gesicht gesehen, sorgend über sich gebeugt, mit treuen, ernsten Augen ... Elisabeth! Eine Weile war’s dann jedesmal wie die Ruhe des Geborgenseins über sie gekommen.

Und jetzt, da’s ihr besser ging, wie wurde sie behütet! Nicht der leiseste Mißton kam an sie heran. Ihr Mann machte seine kurzen Besuche — lächelnd, rücksichtsvoll, — erkundigte sich nach ihren Wünschen. Ob er nicht zufriedener war, energischer wurde? Er sprach von guten Geschäftsverbindungen, die ihnen mit einem Schlag helfen könnten. O, diese Aussicht! Keine Geldsorgen mehr, keine endlosen, die sich wie giftige Insekten in jeden guten und frohen Gedanken schlichen! Ein Leben in Arbeit für die Ihren, aber voll köstlicher innerer Ruhe!...

Wo war die Quelle, die leise, segenspendend im Hause rieselte, das Harte weich, Schlaffes frisch machte?...

Die Türe ging auf und Elisabeths blonder Kopf schaute behutsam herein. „Bitte, komm’,“ sagte die Mutter, „ich hab’ mich gut ausgeruht.“

Elisabeth setzte sich in den tiefen Lehnstuhl neben dem Bett und erzählte. Vater war mit Anne auf seinem Abendspaziergang — die anderen arbeiteten im Wohnzimmer ... Lene hatte herrlich frische Eier für Mutter gebracht, jedes mit dem Datum des Erscheinens.... Ja, und auf der Veranda gingen bald die roten Geranien auf....

Die Mutter lag lächelnd mit halbgeschlossenen Augen. Sogar gesprächig konnte ihre stille Tochter werden.

„Kind,“ sagte sie plötzlich mitten hinein, „wieviel haben wir dir zu danken!“ — Ihre Stimme zitterte. — Elisabeth fühlte einen langen, weichen Händedruck.

Sie lehnte zurück — es kam über sie wie ein Gefühl des Friedens — süß und froh.

Draußen ging die Sonne unter — langsam schwand das goldene Leuchten in den Fenstern und hoch oben auf dem goldenen Knauf des Kirchturms.... Grau kam der Abend; aber zum Fenster herein zog Blütenhauch.

Drunten duftete die frühlingsfrische Erde. In ihr wirkte die Kraft der Sonne weiter — treibend und reifend — bis zu einem neuen Tag.

Regierungskunst.

Regieren ist eine Kunst. Die Regierenden im Lande müssen Künstler in ihrem Fache sein. Die technische Übung, die Virtuosität allein macht es nicht. Wir sind der Meinung, daß nur wenige diese Kunst heute verstehen. Ja, wir haben sehr wenig Zutrauen zu denen, welche die Regierung repräsentieren, und wenn wir einmal ganz übler Laune sind, so schärfen wir unser Urteil und sagen: die heute am Ruder sind, machen alles falsch. Überall Rückschritte, nach außen und nach innen; überall zunehmende Verdrossenheit, wachsende Unzufriedenheit, die der Nährboden für revolutionäre, antipatriotische Gedanken ist.

Wir leben in Deutschland nicht in einer Periode großer Ideen oder großer Persönlichkeiten. Es ist merkwürdig, an wie wenig Ereignissen der Gegenwart man seine herzliche Freude haben kann! Um uns zu begeistern, müssen wir entweder in die Vergangenheit zurückgehen, oder wir müssen in der Gegenwart mit unseren Ansprüchen sehr bescheiden sein. Reichstag oder Landtag, Heer oder Flotte, Achilleion oder Hohkönigsburg, Bülow oder Rheinbaben, Harden oder Eulenburg — ja, da ist doch nichts zum freuen, schon gar nichts, was unser Herz höher schlagen läßt! Schwarzseher wollen sogar behaupten, wir seien in Deutschland in der Lage des Mannes, der schon seit Jahren nach und nach nicht nur Zinsen, sondern dazu ein Stück

Kapital verzehre; bis einmal die Krisis da sei. Naturgemäß richtet sich dann aller Groll gegen die Regierenden, und Bülow — um gleich einen Großen zu nennen — hat nicht viele Bewunderer im Lande, ich meine Bewunderer seiner Staatskunst. Im allgemeinen erhalten alle Regierenden heute keine sehr günstige Note.

Daran will ich auch nichts ändern. Die ins Auge fallenden Leistungen sind oft sehr schwach. Die äußere wie die innere Politik verfolgt man nur mit Unbehagen, als befinde man sich in einem Schiffe, dessen Steuermann zwar eine gute Prüfung abgelegt hat, der aber seiner Sache nicht ganz gewachsen ist. Das ist ein unbequemes Gefühl.

Und doch besitzen unsere Regierenden eine große Kunst, die nicht so leicht zu lernen ist. Vor Jahren kam einmal ein sehr tüchtiger, höherer Beamter in eine einflußreiche kirchliche Stellung. Man erwartete Großes von ihm. Man wartete und wartete, aber das Große blieb aus. Natürlich setzte nun die Kritik ein, die er bis an sein Lebensende tragen mußte. Erst allmählich, und eigentlich nur unter den Wissenden, erkannte man, wie bedeutsam seine Tätigkeit gewesen war. Seine Aufgabe war nicht gewesen, große Taten zu tun, sondern Unrechtes zu verhindern. Das letztere verleiht nicht Ruhm und Glanz vor der Menge, erfordert aber große Kunst. Und daß er sie zu üben verstanden hat, dankt ihm heute noch mancher, der früher tadelte.

Ein Freund der Regierenden im Lande bin ich nicht. Im Gegenteil, sie haben meine Sympathie nicht. Aber man muß immer wieder versuchen, gerecht zu bleiben im Urteil. Betrachtet man die Personen und Verhältnisse, unter denen die Regierenden heute zu arbeiten haben, so muß man doch sagen: es ist nicht leicht, den Wagen um alle Anstöße herumzubringen. Man hat bisweilen den Eindruck, als ob die Höfe und die gekrönten Herrschaften ihre eigene Politik treiben, ohne auf die allgemeinen Regeln des Verkehrs der Völker Rücksicht zu nehmen. Man empfindet manchmal das Willkürliche, Unvorbereitete in ihrer Handlungsweise, und fragt sich, ob das alles zum Heile des Friedens dient. Es geht nicht an, ihnen das zu untersagen; nicht einmal es zu hindern ist möglich. Aber daß kein Schade daraus entsteht, muß manches Mannes Sorge sein. Wenn ihnen Männer zur Seite stehen, die mit Klugheit allerlei Schäden ausbessern, so ist das ein großes Glück für Volk und Land.

Vor 60 Jahren hat Friedrich Wilhelm IV. von Preußen manches gesagt und getan, was Kopfschütteln erregte. Aber das war nicht das Verhängnisvolle. Schlimm war, daß ihm Männer zur Seite standen, die ebenfalls unberechenbar waren. Dadurch wurde die Lage des gesamten Staatswesens einige Male so kritisch, daß das Land ohne Krieg die größten Niederlagen erlitt. Die Regierenden verstanden die Kunst nicht, recht zu regieren, das Herz des Königs zu lenken, seine überraschenden Handlungen richtig zu wenden.

Es will mir scheinen, als ob wir heute doch besser daran sind. Der Einblick in das Getriebe ist zwar nur wenigen möglich. Aber wer aufmerksam beobachtet, merkt die Sisyphusarbeit der Regierenden: die Fürsorge der „Konsuln", daß das Gemeinwesen keinen Schaden leide. Welche Taten größer sind, die positiven, welche das Staatswesen fördern, oder die negativen, abwehrenden — das ist schwer zu sagen. Aber daß zu den letzteren die größere Kunst gehört, ist wohl außer Zweifel. Ich glaube, unser Reichskanzler versteht diese Kunst, und dafür wollen wir ihm dankbar sein, wenn wir sonst nichts zu danken haben sollten.

Saxo.

Erwiderung.*)

In bezug auf die Worte, die bei der Besprechung meiner Schrift „Prophetenideal usw." in Nr. 15 betreffs meiner Übersetzungen aus der spätjüdischen Literatur ausgesprochen worden sind, muß ich folgendes bemerken. Wenn der Herr Rezensent auf die sprachlichen Einwände von Herrn Rabbiner Dr. Perles hinweisen wollte, so wäre es wohl billig gewesen, daß er auch die Entgegnung erwähnt hätte, die von mir in der Orientalistischen L. Zeitung veröffentlicht worden ist. Da habe ich betont, daß ich niemals in meiner akademischen Tätigkeit das Neuhebräische habe vertreten wollen. Aber ich habe mich so viel mit dem Talmud und dem spätjüdischen Schrifttum überhaupt beschäftigt, daß ich es selbstständig zu religionsgeschichtlichen Untersuchungen verwerten kann. Dies bleibt auch bestehen, obgleich Perles eine Reihe von Ausstellungen an Übersetzungen von mir gemacht hat. Denn erstens bezeichnet er selbst einen Teil seiner Ausstellungen als geringere und zweitens habe ich gleich an den beiden ersten nachgewiesen, daß meine Auffassung ebenfalls berechtigt ist und nicht sicher den Fehler in sich schließt, den Perles darin gesehen hat. Man muß auch bedenken, daß die Auslegung der spätjüdischen Schriften oft eine diskutable Sache ist, und daß noch in der allerletzten Zeit auch solche Kenner, wie A. Wünsche und Paul Fiebig, von jüdischen Gelehrten sehr getadelt worden sind. Die Hauptsache aber ist dies, daß auch Perles nicht behauptet hat, daß die religionsgeschichtliche Vergleichung, die in meinem Buche geübt worden ist, unter den von ihm geltend gemachten grammatisch-lexikalischen Mißverständnissen gelitten habe.

Ed. König.

*) Durch unser Versehen verspätet. D. R.

Vom Büchertisch.

Niebergall, **Wie predigen wir den modernen Menschen?** 2. Tiel. Eine Untersuchung über den Weg zum Willen. Tübingen, Mohr. 1906.

Mit der gleichen Wärme wie auf den ersten Band möchte ich auf diesen zweiten hinweisen. Verständlich, interessant, wirksam predigen — das ist der Beiklang, der uns aus Niebergalls herzfrischem Buch entgegentönt; wer möchte ihm nicht freudig und demütig zugleich lauschen? Es ist doch eine große und feine Kunst, der wir dienen, aber welch heiße Mühe sie von ihren Jungen verlangt, das sagt uns niemand so scharf und packend wie Niebergall, niemand aber auch so glaubensstark und frohgemut der Zukunft entgegenschauend wie er. Was soll ich einzelnes erörtern? Das wäre, als ob man in hohler Hand ein wenig Meerwasser schöpfte, während doch nur stählende Kraft über uns kommt, wenn die vollen, gewaltigen Meereswogen ruhelos uns umbrausen.

L. Luther.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 130.000 Artikel und Nachweise auf über 6000 Seiten Text mit etwa 520 Illustrationstafeln (darunter 56 Farbendrucktafeln und 110 Karten und Pläne) und etwa 100 Textbeilagen. 6 Bände in Halbleder gebunden zu je 12 M. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Von der siebenten Auflage von Meyers Kleinem Konversations-Lexikon liegt jetzt der dritte, bis zum Stichwort „Kiel" reichende Band und somit die Hälfte dieses wohlfeilen Universalwerkes vor, das der rapid fortschreitenden Entwickelung auf allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Betätigung glänzend gerecht wird. Wir wissen eigentlich nicht, warum man heute zuweilen über das „Wissen aus dem Konversationslexikon" überlegen lächelt. Gründliche Bildung in einer Fachwissenschaft schöpft man freilich nicht aus einer solchen Enzyklopädie. Aber ist denn gründliche Bildung auf allen Wissensgebieten heute einem einzelnen, auch dem allergescheitesten Kopfe noch möglich? Melanchthon mochte noch über ein solches Universalwissen verfügen. Wieviel aber versteht heute der berühmteste Philosoph oder Theolog von Medizin und Chemie? Und so abseits von dem eigenen Wege liegt doch wiederum kein Gebiet, daß man gar nichts von ihm zu wissen brauche. Soll man da immer bei Fachgelehrten anklopfen? Aber Bücher wollen studiert, nicht nachgeschlagen sein. Und die Zeit dazu in unserer vollgepackten Zeit? Darum begrüßen wir auch den „Kleinen Meyer", speziell seinen 3. Band als Handbuch des Universalwissens. Gewiß, manche Artikel sind sehr kurz, z. B. der über „Kant" nur eine Spalte. Aber für den Zweck, den der „Kleine Meyer" verfolgt, ist solche Kürze viel mehr Vorteil als Schaden. Zudem, soviel ich nachprüfen konnte, zuverlässig ist alles, und das ist für ein Nachschlagewerk die Hauptsache. — Was ich über die Vollständigkeit des Stoffes und über die vortreffliche Ausführung der Karten und Abbildungen gelegentlich der Besprechung des 1. und 2. Bandes gesagt habe, gilt ebenso von diesem 3. Bande. So bildet auch dieser Band selbst eine dringende Empfehlung des ganzen Werkes.

Anzeigen.

Preis für die 4gespaltene Petitzeile (45 mm) 30 Pf. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt.
Reklamezeile 80 Pf. Beilagen nach Gewicht 15—20 M.

Wir bitten, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt“ zu beziehen.

Kirchen-Teppiche

gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse nach Entwürfen von **Professor Beck** liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format

Wilhelm Röper
Leipzig
Goethestrasse 1.

Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoh. Kirchenbehörden gratis u. franko.

Hilfspredigerstelle zu Bremen.

Die **Hastedter Gemeinde** zu **Bremen** will möglichst bald einen ordinierten Hilfsgeistlichen anstellen. Gehalt 2400 M. und freie (möblierte) Wohnung. Nähere Auskunft erteilt Pastor Emde, Kirchbachstraße 7. Bewerbungen werden bis zum 1. Juni an den Unterzeichneten erbeten.

Bremen, den 5. Mai 1903. Fährstraße 1e.
Chr. Meyer, verwaltender Bauherr.

„Kirchlich-Liberal“

Halbmonatsschrift
für die Berliner kirchlich-liberale Bewegung.

Preis 1,50 M. jährlich, postfrei.
Herausgeber: **K. Schrader**, M. d. R., Berlin W. 35, Steglitzerstrasse 68.
Expedition: ebendaselbst.

Rheinische Weinkelterei

Telephon 3411 **Gebr. Wagner** Telephon 3411
Sonnenberg-Wiesbaden.

Herstellungs-Verfahren patent-amtlich geschützt. Lieferanten fürstlicher Hofhaltungen. Grosser Export. Höchste Auszeichnungen. Prima Referenzen.

Vergorene alkoholfreie Weine.

Tischwein (weiss)	0,65
Niersteiner (weiss)	0,80
Frauensteiner (weiss)	1,00
Winkeler (weiss)	1,20
Ober-Ingelheimer (rot)	1,00
Bordeaux St. Julien	1,25
Moselblümchen	1,00
Export-Apfelwein	0,40
Apfelsekt	0,90
Rheinweinsekt	1,50
Hochheimer Sekt	2,00
Grand vin Royal	2,50

Unvergorene alkoholfreie Moste.

Apfelnektar (Apfelsaft)	0,60
Weinnektar (weiss, Weinmost)	0,85
Erbacher Riesling (Traubenmost)	1,10

Die Preise verstehen sich exklusive Glas, netto Kasse ab Station Wiesbaden.

Die „Hilfe“

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst.
SCHÖNEBERG.

Bei der Post oder dem Buchhändler vierteljährlich M. 1,62.

Herausgeber Reichstagsabgeordneter Dr. Friedrich Naumann.

Wir machen unsere Leser auf eine wertvolle und billige Wochenschrift aufmerksam. Weitsichtige u. markante Berichterstattung über die wichtigsten Tagesfragen, allgemeinverständliche Erörterungen volkswirtschaftlicher und sozialer Probleme, anregende Abhandlungen aus dem Gebiet der Literatur und Kunst bilden ihren Inhalt, und zwar ist alles gediegen, geistvoll und von allgemeinem Interesse. Unnützen Wust trifft man nicht an. Die knappe, plastische Form der Darstellung ist mustergültig und wirkt belebend auf die Lektüre. Wer sich über Literatur, Kunst und öffentliche Angelegenheiten ohne besonderen Zeitaufwand auf dem Laufenden erhalten will, möge die „Hilfe“ lesen. Ein Monats-Abonnement wird unseren Lesern vom Verlag kostenlos geliefert.

In gänzlich neuer Bearbeitung erscheint gegenwärtig:

Meyers Kleines Konversations-Lexikon

130000 Artikel — 6000 Seiten

Siebente Auflage
6 Halblederbände zu je 12 Mark

520 Tafeln — 110 Karten

Leipzig und Wien
Bibliographisches Institut

Adressen zwecks Gewinnung neuer Abonnenten nimmt jederzeit gern und dankbar entgegen

Der Verlag des Protestantenblattes.

Wichtig für Brautleute
Preise 40% billiger wie in der Provinz
Frankolieferung
Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko
F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN, O. Kleine Andreasstr. 9
Gegründet 1859. Beamten 6% Rabatt.

Kirchen-Orgeln

in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.
Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerken.
Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.

P. Furtwängler & Hammer
Hannover
Fabrik von Kirchen-Orgeln.

Geschenkt

erhält jeder für geringe Mühewaltung

1 Harmonium.

(Für kleine Bemühung an einigen freien Abenden). Auskunft gratis durch
E. Roggenbauch, Stuttgart
Tübingerstraße 85.

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gern und **unentgeltlich** mit, was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- u. Verdauungsbeschwerden** geholfen hat. **A. Hoeck**, Lehrerin **Sachsenhausen** bei Frankfurt a. M.

J. F. Weule
BOCKENEM a./Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

MANNBORG,
Erste Harmonium-Fabrik nach Saugwindsystem in Deutschland.

Harmoniums
in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.
Höchste Auszeichnungen.
Fabrik: Leipzig-Lindenau, Angerstrasse 38.

B. Becker in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holland. Tabak. 10** Pfd.-Beutel franko **8 M.**
— **Cigarren billigst.** —

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Herrn Pastor D. Perlitz Greifswald

Protestantenblatt

Beilage Nr. 21.

Berlin — Bremen.

20. Mai 1908.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Zur geistlichen Schulaufsicht. — Ueber den Feuerbestattungs-Gesetzentwurf für Preußen. — Seminare für Volksschullehrerinnen. — David-Friedrich-Strauß-Denkmal. — Patronat und Weimarische Synode. — Wahlen in Preußen. — Offenes Sendschreiben an die Redaktion des Protestantenblattes. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Tagebuch.

Zur geistlichen Schulaufsicht hat der Schlesische Pfarrerverein folgenden Beschluß gefaßt, der sich mit Ausführungen Schraders in unserm Blatt berührt: „Soweit künftig Schulaufsicht oder Schulpflege den Geistlichen übertragen bleibt oder übertragen werden soll, müssen wir fordern, daß die Entscheidung über Nichtannahme oder Niederlegung der gewissenhaften Erwägung der einzelnen Geistlichen unter Darlegung der Gründe an die Kirchenbehörde überlassen wird, und erstreben darum auf dem geordneten Wege eine dementsprechende Abänderung des Erlasses des Evangel. Oberkirchenrats vom 10. Dez. 1872 „Kirchl. Amtsbl." 1873, S. 1, zumal der gegenwärtige Herr Kultusminister am 12. Februar für sich erklärt hat, „daß er nicht beabsichtige, einen Geistlichen gegen seinen Willen zu zwingen, die Schulaufsicht zu übernehmen", „daß die Entscheidung aber über eine etwaige Einwirkung auf die Geistlichen nicht dem Staate, sondern der Kirche zusteht."

*

Ueber den Feuerbestattungs-Gesetzentwurf für Preußen erfährt die „Flamme": 1. Der Betrieb eines Krematoriums wird weder einer Privatperson, noch einem privaten Vereine, sondern nur Behörden, Gemeinden, Kirchen usw. gestattet werden. 2. Die Todesursache muß durch das Zeugnis eines Arztes, nötigenfalls durch das eines beamteten Arztes zweifellos festgestellt sein. 3. Die Ausstattung des Krematoriums im Aeußeren und Inneren und die Form des Betriebes sollen der Würde der Sache angemessen sein. 4. Es soll nachgewiesen werden, daß der Verstorbene selbst den Wunsch hegte, feuerbestattet zu werden. 5. Die Asche soll nicht zerstreut, sondern in würdiger Form aufbewahrt werden. 6. Eine beerdigte Leiche soll nicht zum Zwecke der Einäscherung wieder ausgegraben werden dürfen. — Im Gegensatz zum „Reich", dessen Stellung in Nr. 19 erwähnt wurde, bleibt der „Reichsbote" dabei: Wenn die Regierung die Leichenverbrennung wirklich erlaubt, so hat unseres Erachtens die Kirche die Pflicht, den Geistlichen jede amtliche Betätigung bei Leichenverbrennungen zu verbieten. Sie ist das dem Schutz der christlichen Sitte wie auch der Würde und Ehre des geistlichen Amtes schuldig, das nicht zum Mädchen für alles und zum Leichenprediger für alle Fälle herabgewürdigt werden darf. Wer die Sitte und Ordnung der Kirche mißachtet, der hat kein Recht auf den Dienst der Kirche. —

*

Seminare für Volksschullehrerinnen sind für den nächsten Etat in Preußen vorgesehen. Es soll auf diese Weise einmal eine stärkere Heranziehung von Lehrerinnen für die Volksschule ermöglicht und ferner der Mangel an Lehrkräften auf dem Lande beseitigt werden. Denn die Anwärterinnen für diese Seminare müssen sich verpflichten, Stellen auf dem Lande und in kleinen Städten anzunehmen. Dem konfessionellen Charakter unserer Volksschulen entsprechend, sollen diese Seminare konfessionell sein, wie es ja auch die Volksschullehrer-Seminare sind.

*

Für ein David-Friedrich-Strauß-Denkmal in Ludwigsburg finden wir folgenden Aufruf in der Tagespresse:

Am 27. Januar waren 100 Jahre verflossen, daß David Friedrich Strauß geboren wurde. In Schrift und Wort hat man das Gedächtnis an seine epochemachende Arbeit erneuert und der Bewunderung für den unerschrockenen Geisteskämpfer, den großen Charakter und den glänzenden Schriftsteller Ausdruck verliehen. Ueberall ist die Erkenntnis durchgedrungen, daß wir in Strauß einen der zielbewußtesten Führer einer neuen und freien Weltanschauung zu erblicken haben. Nun aber gilt es, diese Gesinnungen in die Tat umzusetzen. Schon vor einem Menschenalter hat es Friedrich Vischer als eine Ehrenpflicht der Deutschen bezeichnet, die unvergänglichen Verdienste von Strauß durch ein Denkmal zu ehren. Die Jahrhundertfeier seines Geburtstags mahnt uns aufs neue, diesen Gedanken zu verwirklichen und dem Verfasser des „Lebens Jesu" und der „Christlichen Glaubenslehre", dem Autor des „Hutten" und „Voltaire" in Ludwigsburg ein Monument zu errichten, der Stadt, die Zeugin war seiner ersten und letzten Jahre und deren Linden er in so warmen Tönen verherrlicht hat. In einer ihrer stillen Alleen soll ein sinnvolles Abbild seiner schlichten Größe erstehen. Um dieses Werk der Pietät durchzuführen, bedürfen wir der tatkräftigen Unterstützung aller derer, die sich Strauß in Dankbarkeit verbunden fühlen. Wie seine Anerkennung längst nicht mehr an einzelne Richtungen unseres geistigen Lebens gebunden ist, so wenden wir uns an die große Gemeinde seiner Verehrer und Freunde deutscher Nation, der er mit der Volksausgabe seines berühmten Werks sein Innerstes und Bestes ans Herz legte, für deren geistige Befreiung er das Opfer seines Lebensglücks brachte. Lasset uns, die Bürger einer glücklicheren und helleren Zeit, die Schuld sühnen, die ein früheres Geschlecht durch die Verfemung des wahrheitsmutigen Forschers begangen hat, eingedenk des Worts, das unser größter Dichter dereinst auch einem hohen Dulder nachgerufen:

„Was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!"

Unter den Unterzeichnern finden wir Verlagsbuchhändler, Professoren (Theobald Ziegler, der jüngste Straußbiograph, Willamowitz-Möllendorf, Rehmke), Schriftsteller und die beiden Pastoren: Emeritus D. Schwalb, einst an der Bremer Martinikirche, und Friedrich Steudel. Andere hat man wohl nicht gefragt. Es hätten sich vermutlich noch mehr gefunden. Wir begrüßen den Plan von Herzen, denn wir wissen, was die evangelische Kirche und die deutsche Theologie dem Manne dankt; man hat das im Aufruf unerwähnt gelassen. Es ist unpraktisch, daß eine Sammelstelle für die Beiträge nicht angegeben ist. Vermutlich aber nimmt der erste Unterzeichner: Hofbuchhändler Aigner in Ludwigsburg. Beiträge entgegen.

*

Patronat und Weimarische Synode. In der „Voss. Ztg." 226 finden wir diesen Bericht: Die Landessynode des Großherzogtums Sachsen hat gestern, wie der Draht berichtet hat, mit 19 gegen 15 Stimmen das von der Regierung eingebrachte Patronatsgesetz abgelehnt. Ueber die Verhandlungen wird uns aus Weimar noch mitgeteilt: Der Standpunkt, daß lediglich ein evangelischer Patron das Patronat wirklich im Interesse der Landeskirche auszuüben vermag, wurde abermals mit allem Nachdruck vertreten. Namentlich waren es die Vertreter der freieren Richtung und die Vorkämpfer des Evangel. Bundes, wie die Jenaer Universitätsprofessoren Thümmel, Wendt, Braasch und der bekannte Pfarrer César, die auf jeden Fall diesen Standpunkt in dem Entwurf vertreten wissen wollten. Staatsminister Dr. Rothe betonte dem gegenüber, bei dieser Situation gebe es für die Regierung nur ein Für oder ein Wider; er lehnte jede Vermittelung als unangängig ab. Die Synode sah sich daraufhin in ihrer Mehrheit genötigt, den Entwurf an ihrem grundsätzlich evangelischen Standpunkte scheitern zu lassen. Damit sind auch die allseitig anerkannten Fortschritte, die das Gesetz für die Politik der Weimarischen Landeskirche sonst bedeutete, unmöglich geworden, da die Synode nicht eine beschließende Stimme im Sinne der Gesetzgebung hat, sondern nur im beratenden Sinne Beschlüsse fassen kann, ihr Annahmevotum aber zur verfassungsmäßigen Durchführung von Vorlagen im Bereiche der Kirchengesetzgebung gehört. — In Weimar hat sich somit wiederholt, was sich in den Jahren 1906/08 im Königreich Sachsen ereignete, wo eine Gesetzvorlage gegen das einstimmige Votum des evangelischen Kirchenrates fiel und wo man heute mit der Vorbereitung eines neuen Entwurfs beschäftigt ist.

Wahlen in Preußen.

Die Kreissynoden der älteren Provinzen wählen die Abgeordneten für die Provinzialsynoden; in ganz Preußen wählt man zum Landtag. Beide Wahlen sind jede in ihrer Art indirekt; so ist schwer, ein direktes Interesse der Bevölkerung zu wecken. Voraussichtlich werden beide Wahlen keine großen Veränderungen hervorrufen. Wie die jüngste Zeit uns gelehrt hat, ist man freilich in der Politik vor plötz-

lichen Veränderungen nicht sicher, und die Pflicht, die mit jedem Recht verbunden ist, zwingt zu geduldiger Weiterarbeit, auch wenn Erfolge langsam und nur indirekt kommen.

Unsere scharfe Kritik an der Zusammensetzung der preußischen Generalsynode wie der Provinzialsynoden hat die Aufmerksamkeit auch positiver Kreise erregt. Jene Notizen liefen auch durch ihre Blätter und fanden bedingte Zustimmung. Kleine Anzeichen deuten Wirkungen an. Man wird in Preußen, trotz Bülows stolzem Wort (Preußen voran!), bescheiden in seinen Ansprüchen auf Fortschritt. Die Vermehrung des Laienelements, die Beseitigung der „selbstverständlichen" Kandidaturen der Kgl. Superintendenten, die Berücksichtigung aller Stände des Volkes wird in bescheidenen Grenzen doch angestrebt. Die Mittelpartei — unser Tagebuch der vorigen Nummer hat das berichtet — stellt energischer als früher die Forderung, daß die durch das Siebsystem beseitigten Minoritäten Vertretung finden. Von neuen Stimmen wird die Berücksichtigung der Liberalen bei den königlichen Ernennungen um der Gerechtigkeit willen gefordert.

Rühriger und energischer müssen freilich unsere Gesinnungsgenossen im Lande werden. Sie müssen sich kümmern um die Zusammensetzung ihrer Körperschaften. Mancher liberale Mann sitzt darin und geht durch dick und dünn mit dem orthodoxen Pastor. Er sollte sich und seinen Gesinnungsgenossen Geltung verschaffen, er sollte bei der Wahl der Abgeordneten zu den Kreissynoden nicht allein auf die Wünsche und Vorschläge des Pastors hören oder einfach der Tradition folgen, sondern sorgen, daß freigesinnte Männer in die Synoden kommen. Das kann ohne Zank und Unfreundlichkeit, doch mit aller Energie durchgesetzt werden. In den Synoden sollten die Freigesinnten auch zu ganz kleinen Gruppen sich zusammenschließen und ihre Anschauungen durch Rede, Abstimmung und Wahlzettel für den Vorstand und für die Provinzialsynode vertreten. Man darf sich nicht durch die salbungsvolle Rede vom „Frieden" in der Synode einschüchtern lassen. Es braucht auch hier nicht Lärm in die Beratungen zu kommen, aber neues Leben wird kommen, wo Gegensätze ernstlich ausgefochten werden. So wird es allmählich dahin kommen, daß auch die Gemeinden aufmerksam und selbstbewußt werden, zu einer eigenen Meinung und zum Gefühl der Verantwortlichkeit kommen, d. h. daß sie protestantisch werden und aufhören, katholisch zu sein. So hat es einst die Orthodoxie gemacht und ist zu einer Macht geworden; so sollen wir auch eine Macht werden in der Kirche, nicht für uns, sondern für die Reform unserer Landeskirchen.

Und die neuesten Ereignisse haben den, der sehen will, belehrt, wohin die Orthodoxie mit unserer Kirche steuert. Herrschaft über die theologischen Fakultäten und Professoren, Rückbildung der Gemeindefreiheit und der Kirchenverfassung durch Beschränkungen des Wahlrechtes der Gemeinden, das ist im Werke. Schon hat die Generalsynode die armen Gemeinden um die Hälfte ihres Pfarrwahlrechtes gebracht, und die Stimmen in der orthodoxen Presse mehren sich, die zum Sturmlauf auf das Pfarrwahlrecht überhaupt aufrufen.

Wo diese Zeilen gelesen werden, mögen sie die Gewissen schärfen zu ernstlicher Sorge und Arbeit für unsere Kirche.

* * *

Auch die Landtagswahlen gehören „zur kirchlichen Zeitgeschichte." Im Kultusetat stecken die Gehälter unserer Kirchenbehörden, die Universitäten mit ihren theologischen Fakultäten; prinzipielle Aenderungen der Kirchenverfassung, die Pfarrbesoldungsgesetze und das Pfarrbesetzungsgesetz gehören in den Landtag, dort hat Rom eine starke Stimme, und Rom zusammen mit konservativer Orthodoxie verschafft dem unprotestantischen Kirchentum und kirchlicher Reaktion die Uebermacht, dort auch werden die Schicksale unserer Schulen, die Religionsunterrichtsfragen, die Fragen der Lehrfreiheit entschieden, ganz abgesehen davon, daß die soziale Frage und alle Fragen vaterländischen Wohles für uns nicht gesondert werden können neben die kirchliche Zeitgeschichte.

Wie stehen die Abgeordneten zu den Glaubens- und Gemeindefragen, die uns zunächst angehen? Haben sie Kenntnis von ihnen und eine Stellung dazu? Es wäre dringend zu wünschen, daß aus den Wählerversammlungen heraus die Kandidaten auf die Bedeutung dieser Fragen und auf das Interesse der Wähler an ihnen aufmerksam gemacht würden. Sie sollen weder auf ein dogmatisches noch auf ein kirchenpolitisches Programm verpflichtet werden, aber sie sollen die Notwendigkeit einsehen, diese Fragen, wie die wirtschaftlichen und kulturellen, zu kennen und zu beachten.

Bisher saß im Landtag kein kirchlich-liberaler Pfarrer; D. Hackenberg von den Nationalliberalen hält sich zur Mittelpartei, er hat wertvolle Dienste in einzelnen Fällen der evangelischen Freiheit geleistet. Nun hören wir von zwei Kandidaturen entschieden kirchlich-liberaler Pfarrer: Dr. Runze-Berlin und Dr. Pfannkuche-Osnabrück. Sie werden ihren Mann stehen, wenn es gilt, dem Fortschritt des kirchlichen Lebens zu helfen. Die politische Parteizugehörigkeit deckt sich durchaus nicht immer mit der kirchlichen Richtung. Im Deutschen Protestanten-Verein sind Männer von allen Fraktionen, zum mindesten von der freikonservativen an. Der kirchliche Liberalismus fragt nicht nach der politischen Fraktion, wir wissen, daß konservative Männer uns zugestimmt haben. Aber eben ein Interesse für die religiösen und kirchlichen Fragen möchte der kirchliche Liberalismus bei den Protestanten aller Fraktionen lebendig wissen.

Die Wahlaufrufe*) zeigen, den konservativen und den des Zentrums ausgenommen, doch weit eher, daß man am liebsten kirchliche und religiöse Fragen aus dem politischen Kalkul ausscheiden möchte. Nicht nur die konfessionelle Mischung der Parteien, nicht nur die Sorge um einen Kulturkampf, nicht nur die Gefahr der Verquickung von Religion und Politik geben den Grund für diese Erscheinung, sondern die Stimmung unserer Zeit überhaupt, die den sogenannten exakten Wissenschaften, der Technik und dem Sichtbaren mehr zugeneigt ist und ihnen mehr zutraut als den Geisteswissenschaften und den unsichtbaren Mächten, die den inwendigen Menschen bewegen. Man überläßt bewußt die Fürsorge für diesen inwendigen Menschen und die Hantierung mit den unsichtbaren Mächten den Kirchen, beraubt sich wichtiger Machtfaktoren, und stärkt das Selbstbewußtsein und den Einfluß reaktionären Kirchentums, das dann mit Recht behaupten

---

*) Die uns hier besonders interessierenden Stellen der Aufrufe lauten:

Konservativ:

Wir stehen gegenüber allen Angriffen fest auf den christlichen und religiösen Grundlagen unseres Volkslebens und insbesondere auch in unserer Volksschule.

Nur in einem negativen Satz erscheint Christentum und Religion (zum erstenmal) in dieser Form im Aufruf der:

Freikonservativen:

„Die Stellung zu den kirchlichen und religiösen Fragen erkennen wir als maßgebend für die Zugehörigkeit zu unserer Partei nicht an."

Als rein weltlich erscheinen die sittlichen Grundsätze im Aufruf der

Nationalliberalen:

Auch in diesem wirtschaftlichen Wettkampf fällt der Sieg schließlich dem geistig am höchsten stehenden Volke zu. Schon aus diesem Grunde müssen wir für alles eintreten, was die Volksbildung fördert. Das geistige Leben eines Volkes bedarf aber vor allem der Freiheit. Darum verlangen wir Freiheit im Denken und Glauben, im wissenschaftlichen Forschen und im künstlerischen Schaffen, Duldsamkeit für jede Richtung, die auf sittlicher Grundlage beruht. Insbesondere fordern wir den vollen staatlichen Schutz der Lehrtätigkeit für die Mitglieder unserer theologischen Fakultäten beiderlei Konfession und die unbeschränkte gleiche Anerkennung aller wissenschaftlichen Richtungen der Theologie.

Auch die Volksschule bedarf der Freiheit. Wir wollen keineswegs die Religion aus der Schule verdrängen, aber die geistliche Schulaufsicht beseitigen, die weder der Schule noch der Kirche selbst frommt.

zu können scheint, daß es mehr biete als der Staat, dessen Gaben „auf Steuern und Kanonen" sich beschränken. Wir verweisen auch hier auf die Seiten 386—394 des III. (März-) Heftes der „Preußischen Jahrbücher", wo Dr. F. J. Schmidt überzeugend auf diese Gefahr hingewiesen hat. Wir können ihm heute Eideshelfer zur Seite stellen, die uns zufällig begegneten in Varrentrapps Buch: Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit. (Leipzig. B. G. Teubner. 1889. 583 Seiten.) Johannes Schulze, seit 1818 im preußischen Kultusministerium tätig, ist ein energischer Vertreter der Geisteswissenschaften, ein Förderer vor allem der Kenntnis des griechischen Altertums gewesen. Diese Gesinnung war sein Erbe aus der großen Zeit des deutschen Idealismus, in die seine Jugend fiel. Seine Gegner in diesem Punkt waren Schultz und der bekannte v. Kamptz. Schultz hatte schon gegen die Steinsche Reform sich geäußert; daß durch eine fein erdachte Konstitution ein Staat an und für sich zum Heil gelangen könne, hielt er für einen gefährlichen Irrtum der neuesten afterphilosophischen Zeit. Jede Mitwirkung des Volkes bei der Fortentwicklung des staatlichen Lebens hielt er für ungehörig und verderblich. Dieser Mann nach dem Herzen der Reaktion ist der Meinung, daß die Aufmerksamkeit von der gefährlichen Spekulation und Kritik abzuziehen sei und „der geistigen Tätigkeit eine zweckmäßig ablenkende nutzbringende Richtung zu geben sei, indem eifriger für die Beförderung der vernachlässigten, praktischen, realen, experimentalen Wissenschaften, der mechanischen und schönen Künste gesorgt werde." Und von Kamptz erklärt: Die im jugendlichen Alter erhaltenen ersten Eindrücke bleiben für das Leben unauslöschlich. Ganz andere Eindrücke erhält aber der junge Mann durch die Geschichte seines Vaterlandes, als durch den fast ausschließlichen Vortrag über die blühenden Zeiten der alten Republiken, über die Tyrannen, welch letztere zerstört und verjagt und ermordet wurden, über die freigesinnten Männer, welche hierzu aufforderten oder mitwirkten usw. Darum empfiehlt er die vaterländische Geschichte gerade auch der späteren Zeitalter und die Verminderung des griechischen Unterrichts. (380f.)

Varrentrapp bemerkt an dieser Stelle: Wieder tritt bei diesen Erörterungen die prinzipielle Bedeutung des Unterrichts im Griechischen hervor; wie den Jesuiten war dessen Pflege auch diesem Verfolger der deutschen Ideologen gründlich zuwider! Mit seinem Gegensatz gegen sie, mit seinem reaktionären und seinen utilitarischen (nur auf das Nützliche gerichteten) Anschauungen hängen seine Aeußerungen gegen die beabsichtigte Stärkung des Einflusses der humanistischen Staatsschule zusammen." (381.)

Ist es wohl gut, daß die Anschauungen dieser Männer mit der Meinung der Gebildeten unserer Zeit sich decken? Ist uns wohl in dieser Gesellschaft der Demagogenriecher, der Freunde und Helfer eines Metternich und Wittgenstein?

Nur noch in Nebensätzen erscheint Religion und Kirche im Wahlaufruf der liberalen Parteien (Freisinnige Volkspartei, Freisinnige Vereinigung, Deutsche Volkspartei), und man hat das Gefühl, daß man von beiden nur Hindernisse und Hemmungen erwartet:

> „jede Zurücksetzung wegen politischer oder religiöser Ueberzeugung (muß) bekämpft werden. Wir verlangen volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung für alle Bekenntnisse . . ."
>
> „Wir verlangen die Ersetzung der Geistlichen durch die fachmännische Schulaufsicht und bekämpfen die Konfessionalisierung des Schulwesens. Wir fordern Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Lehre und wollen gegenüber kirchlicher Unduldsamkeit die religiöse Toleranz, gegenüber der auf weltliche Machtstellung bedachten Hierarchie den modernen Staatsgedanken zur Geltung bringen."

Hier ist zu beachten das hohe sittliche Ideal des souveränen Staates und die Forderung nur formaler Freiheit; daß wir ihn nur in Verbindung mit den geistigen Mächten des Lebens denken können, davon spricht unser Aufsatz.

Roms Macht über die Menschen, wie die des orthodoxen Konservativismus beruht neben andern auf ihrer positiven Stellung zu jenen inneren Mächten. Der im Nützlichkeitsleben des Alltags innerlich verhungernde Mensch hat nichts von der geforderten formalen Freiheit, er will positive Werte, er geht schließlich bei jenen betteln. Wir haben das Erbe jener gewaltigen Gedankenwelt des deutschen Idealismus, die ihre Wurzeln hat in deutscher Reformation bis hinein ins Evangelium. Nicht nur formale Freiheit für dies Erbe, dies Erbe selbst gilt es dem Volk zu übermitteln — auch in der Politik des preußischen Landtages.

Offenes Sendschreiben an die Redaktion des Protestantenblattes.

Sehr geehrte Redaktion!

In der soeben erschienenen Nr. 20 des Protestantenblattes haben Sie einen gegen Professor D. Seeberg polemisierenden Artikel von D. Rade in der „Christlichen Welt" zitiert und dessen Vorwürfe, wenn auch in etwas ermäßigter Form, doch im wesentlichen für richtig erklärt. Darf ich Sie bitten, meine abweichende Meinung in Ihrem werten Blatte zum baldigen Abdruck zu bringen? Ich will von den weiteren Komplikationen, die sich an den Artikel von D. Kawerau in der „Schlesischen Zeitung" knüpfen, hier absehen und mich ganz auf den Hauptpunkt beschränken: auf den Vorwurf, daß an der wüsten Hetze der orthodoxen Parteipresse aus Anlaß der letzten Berufungen theologischer Professoren D. Seeberg irgendwelche, sei es aktive oder doch mindestens passive, Mitschuld trage.

Nach meiner Ueberzeugung ist dieser Vorwurf entschieden ungerecht. Ich weiß aus wiederholten Gesprächen mit D. Seeberg, daß er von jener Hetze ebenso überrascht und ebenso oder sogar noch mehr peinlich berührt worden ist als wir anderen. Was sollte er denn nun tun? Eine Richtigstellung des Sachverhaltes veröffentlichen? Aber das war ja schon durch die ebenso prompte wie präzise Erklärung von Exzellenz D. Weiß, der offenbar hierzu in erster Linie berufen war, in so erschöpfender und klärender Weise geschehen, daß nicht abzusehen ist, wozu es noch weiterer Erklärungen bedurft hätte. Oder sollte etwa D. Seeberg privatim seinen Einfluß auf jene Presse zur Beschwichtigung ihres Kampfeseifers geltend machen? Ja, woher will man denn wissen, daß er das nicht versucht habe? Aber wie schwierig ein solcher Versuch immer ist, und wie selten er gelingt, daß weiß doch wohl jeder, der in solchen Dingen auch nur einige Erfahrung hat, und am besten, sollte ich meinen, wissen es die Herren Redakteure selbst. Sollte nun etwa D. Seeberg seine Mitarbeiterschaft an der betreffenden Zeitung ostentativ kündigen und damit einen prinzipiellen Bruch vollziehen mit der positiven Partei, deren Vertrauen er bisher genossen und auf die er mit der Zeit einen wachsenden Einfluß zu gewinnen hoffen durfte? So was ist leichter gesagt, als getan; es handelt sich dabei immer um eine peinliche Kollision der Pflichten, deren Lösung so schwierig ist, daß sie dem Gewissen des Einzelnen überlassen werden muß. Ehe man einem Manne aus seinem Verhalten in einem so diffizilen Falle Vorwürfe machen durfte, sollte man, nach meiner Meinung, sich erst ernstlich in seine Lage zu versetzen und vorurteilslos die Schwierigkeiten derselben zu verstehen suchen.

D. Seebergs Lage ist unleugbar schwierig, wie jeder Kenner der heutigen theologischen Verhältnisse zugeben wird. Da er zugestandenermaßen bestrebt ist, zugleich positiver und moderner Theologe sein, so kann er es natürlich keiner der heute sich so leidenschaftlich bekämpfenden Parteien recht machen, den einen ist er zu modern und den andern zu positiv, von beiden Seiten hat er mehr Anfechtung als Dank zu erfahren. Dabei ruhig zu bleiben und den Humor nicht

zu verlieren, das ist freilich nicht jedermanns Sache. Aber sollten wir denn nicht froh sein, daß es in diesem Zeitalter des bellum omnium contra omnes noch solche Männer gibt, die durch Veranlagung und Lebensführung dazu befähigt und berufen sind, eine Mittlerstellung zwischen den streitenden Parteien einzunehmen und die Möglichkeit einer Verständigung hinüber und herüber offen zu halten? Das dürfte doch wohl nur von solchen bestritten werden, die der wunderlichen Meinung sind, daß nur ihre Partei im Besitz der Wahrheit und die anderen durchaus nur im Unrecht seien. Und solche exklusiven Parteimenschen gibt es ja freilich hüben und drüben mehr als genug. Aber wer aus der Geschichte gelernt hat, daß in den Kämpfen der Parteien, der politischen oder kirchlichen oder theologischen, überall eine relative Wahrheit und nirgends die absolute, reine Wahrheit sich findet, und wer überzeugt ist, daß es für eine gesunde Entwicklung der Gesamtheit von größter Wichtigkeit ist, daß es auf jeder Seite auch solche Männer gebe, die über den Parteizaun noch mehr oder weniger weit hinaussehen und den Sinn für das relative Recht der Gegner sich offen halten, der sollte dann von dieser Einsicht auch die praktische Anwendung machen in der billigen Beurteilung solcher Männer, die sich der undankbaren Rolle der Mittlerschaft nach bestem Wissen und Können unterziehen, wie das D. Seeberg tut. Statt ihre Handlungsweise vom engsten Parteigesichtspunkt aus zu beurteilen und durch harte, sichtlich ungerechtfertigte Vorwürfe ihnen die Erfüllung ihrer eigenartigen Berufsaufgabe zu erschweren, sollte man vielmehr das gute Recht und die heilsame Bedeutung ihrer Wirksamkeit auch da, wo sie einmal durch widrige Umstände am Erfolg verhindert war, anerkennen, zum mindesten aber sie nicht der Mitschuld zeihen an Sünden ihrer Parteigenossen, die zu verhüten sie auch beim besten Willen nicht immer imstande sind.

Ergebenst

Professor D. Pfleiderer.

Vereine und Versammlungen.

Reformtag 1908 in Interlaken Sonntag und Montag, 14. und 15. Juni. Am Sonntag abend 5 Uhr: Gottesdienst in der Kirche von Unterseen. Predigt von Pfarrer A. Keller in Wattwyl. Um 7 Uhr: Gemeinsames Abendessen und um 8 Uhr: Volksabend mit Ansprachen von auswärtigen und schweizerischen Delegierten. Montag, 8 Uhr: Delegiertenversammlung. 10 Uhr: Hauptversammlung. Referat von Dekan Hosang in Pontresina, einem ersten Votum von Pfarrer Andres in Bern und Diskussion. Nach dem gemeinsamen Mittagessen Seefahrt nach Brienz und Begrüßung der dortigen Sektion, bei schlechtem Wetter Konzert im Kursaal.

Antiquarisches Angebot!
So lange der Vorrat reicht, bieten wir an:
Demokratie und Kaisertum
von
Friedrich Naumann.
3. Aufl. 8.—14. Tausend.
So gut wie neu!
Broschiert: inkl. Porto 75 Pfennige.
Gebunden: inkl. Porto 1 Mark.
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15.

Soeben ist erschienen:
Neue Wege zur Jugendpflege.
Von
W. Classen-Hamburg und Lic. Dr. Hollmann-Charlottenburg.
Kl. 8° 64 Seiten. 50 Pf.
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin.

16 Kunstblätter, zusammen für 1 M.
Zum 60. Geburtstage Fritz von Uhdes
Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. In Heftform mit 19 Bildern des Meisters und einem Geleitwort, herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege.
Verzeichnis der Bilder: Selbstbildnis des Künstlers — Verkündigung bei den Hirten — „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ — Die Bergpredigt — Die Jünger in Emmaus — Die Himmelfahrt — „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast“ — Der Abschied des jungen Tobias — Stille Nacht, heilige Nacht — Auf dem Heimwege — Gang zur Morgenarbeit — Heimkehrender Landmann — Im Hausgarten — Die große Schwester — Die Töchter des Künstlers — Die Kinderspielstube u. a.
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

17 Segantini-Bilder, zusammen für 1 M.
Giovanni Segantini, eine neue Kunstgabe
In Heftform mit 17 Bildern nach Werken des Meisters und einem Geleitwort herausgegeben von der Freien Lehrer-Vereinigung für Kunstpflege, Berlin.
Hunderttausend Kunstgaben mit 2 Millionen Bildern
wurden von den Kunstgaben in Heftform in zwei Jahren verbreitet
1 Mark. Zu beziehen durch die **1 Mark.**
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstrasse 15.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.